

Poesie wie Brot

„Poesie wie Brot? Dieses Brot müsste zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wiedererwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können.“

Diese Zeilen aus Ingeborg Bachmanns erster Frankfurter Poetik-Vorlesung (1960) bilden das Motto dieser Rubrik, in der *Wernfried Hübschmann* Gedichte vorstellt und kommentiert.

Günter Eich (1907-1972) zählt zu den wichtigsten Stimmen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Er veröffentlichte mehrere Gedichtbände, Hörspiele (u.a. „Träume“), kurze Prosa („Maulwürfe“) und Essays. 1950 erhielt er den Preis der Gruppe 47, 1959 den Georg-Büchner-Preis. Über Günter Eich: „Text + Kritik“ Band 5, hg. Von Heinz Ludwig Arnold

GÜNTER EICH

Himbeerranken

Der Wald hinter den Gedanken,
die Regentropfen an ihnen
und der Herbst, der sie vergilben lässt –

ach, Himbeerranken aussprechen,
dir Beeren ins Ohr flüstern,
die roten, die ins Moos fielen.

Dein Ohr versteht sie nicht,
mein Mund spricht sie nicht aus,
Worte halten ihren Verfall nicht auf.

Hand in Hand zwischen undenkba-
ren Gedanken.
Im Dickicht verliert sich die Spur.
Der Mond schlägt sein Auge auf,
gelb und für immer.

Aus: Günter Eich, *Botschaften des Regens*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1955, S. 63



VOM TROST DER BÄUME

In einer poetologischen Notiz erläutert Günter Eich: „Ich schreibe Gedichte, um mich in der Wirklichkeit zu orientieren. Ich betrachte sie als trigonometrische Punkte oder als Bojen, die in einer unbekannt Fläche den Kurs markieren. Erst durch das Schreiben erlangen für mich die Dinge Wirklichkeit. Sie ist nicht meine Voraussetzung, sondern mein Ziel. Ich muss sie erst herstellen.“

Diese Reflexionen sind für uns Leser hilfreich. Denn auch wenn die vorliegenden Verse von, über und mit der Natur sprechen – eine Idylle tut sich hier nicht auf. Schon die erste Strophe führt tief ins sprachliche Unterholz: Da gibt es einen Wald hinter den Gedanken, an denen wiederum Regentropfen hängen, und die Jahreszeit, die wie eine Dunkelkammer das Bild entwickelt, ist der Herbst, Zeit der Reife und des Abschieds. Die Gedanken vergilben und fallen zu Boden.

Gleichzeitig haben wir es nicht mit einem jener „Liebeslieder“ zu tun, die nach Hölderlin doch nur „müder Flug“ wären. Das „ach“ am Beginn der zweiten Strophe ist ein deutlicher Hinweis auf den Schmerz, der nicht nur durch die Ranken entsteht, an denen die Finger hängenbleiben, sondern auch durch die Unmöglichkeit, das zu sagen, was sich eben nicht sagen lässt. Dein Ohr versteht sie nicht, / mein Mund spricht sie nicht aus, / Worte halten ihren Verfall nicht auf. Bemerkenswert ist, dass das Sinnesorgan Ohr vor dem Mund genannt wird. Günter Eich weiß, dass ohne die Fähigkeit zu hören und zuzuhören keine mündliche Mitteilung möglich ist. So wird das Vergebliche nur angedeutet in der Klangreim rot / Moos. Himbeersaft und Blut sind nicht leicht zu unterschei-

den. „Blut ist ein ganz besond'rer Saft“ lässt Goethe seinen klugen Zyniker Mephisto sagen.

Dramatik freilich ist dem in östlicher Weisheit geschulten Skeptiker und Lakoniker Eich fremd. Er bevorzugt eine diskrete, nach innen gewendete Sprechweise. Das Äußerste, was preisgegeben wird, ist, dass hier zwei Menschen – ein Liebespaar vielleicht – Hand in Hand zwischen undenkba- ren Gedanken wandern und wandeln. Wohin? Das bleibt unklar im Dickicht der Ranken und Gedanken. Die Auftaktzeilen der ersten und der vierten Strophe rufen jene Gedanken auf, die sich auf die Himbeer-Ranken reimen, wenigstens prosodisch. Doch die Beeren sind so reif, dass sie der Hand entgleiten und ins Moos fallen.

Günter Eich (1907–1972), der mit der Schriftstellerin Ilse Aichinger verheiratet war, kann als Spezialist für Regen gelten. Das Gedicht „Himbeerranken“ ist seinem berühmten Band „Botschaften des Regens“ entnommen, der 1955 bei Suhrkamp erschien. Gleich das Auftaktgedicht „Ende eines Sommers“ gibt Ton und Thema vor: „Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume“!

Im abschließenden Doppelvers der „Himbeerranken“ führt uns der Blick (bei fallendem Rhythmus) nach oben, zum guten alten Mond, der sein Auge aufschlägt, gelb und für immer. Wenigstens darauf ist Verlass.

Eine Hörfassung des Gedichts „Himbeerranken“, gesprochen von Wernfried Hübschmann finden Sie unter

.....
www.wernfried-huebschmann.de/posesiewiebrod